Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 22 (1954-1955)
Heft: 1

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

DISKUSSION MIT ZEITSCHRIFTEN

Entente «cordiale»

Ist die Geschichte unsere Lehrmeisterin? Sie allein kann es nicht sein, weil es keine zwei gleichen geschichtlichen Ereignisse gibt; jede Wiederholung ist eine Veränderung, ein Neues. In der altmodischen Vorstellung, daß Geschichte allein belehrt, ist alles eingeschlossen, was wir als Aufklärung und Vernunftglauben auf so vielen Gebieten derisorisch überwunden haben. Auf keinem Gebiet ist auch so wenig mit Aufklärung getan wie auf dem der politischen Geschichte; denn es sind ganz andere Kräfte als die der bloßen Vernunft und Einsicht, die die Völker davon abhalten, aus dem Circulus vitiosus von Furcht und Hoffnung entschlossen abzuspringen. Gefühl und Interesse sind besonders in Europa ein Produkt der geschichtlichen Erfahrung, so daß nie jene nackte Trennung zwischen beiden gelingt, auf der die Meisterstücke der britischen Außenpolitik beruhen.

Aber so wenig Aufklärung und Erkenntnis an sich vermögen, so sind sie doch unentbehrlich. Alle Kritik der Ratio kann nur das Ziel haben, die Vernunft nicht etwa auszuschalten, sondern durch weitere Kräfte der Wahrheitsdurchdringung zu ergänzen. Schlimm ist es freilich um die Politik eines Landes bestellt, in dem die Furcht vor Aufklärung die Gefahren herbeiführt, die sie beschwören möchte. Zu ihnen gehört die erschütternde Unentschlossenheit der französischen Politik und Publizistik, Klarheit in den englisch-französischen Beziehungen zu schaffen oder sie, soweit sie besteht, auch laut und offen auszusprechen. Der gegebene Anlaß fand sich in diesem April, bei der 50. Wiederkehr des französisch-englischen Abkommens von 1904, das die sogenannte Entente cordiale begründet hat. Welches entsetzliche Unglück für die Menschheit ging zwangsläufig aus diesem so friedensfreundlichen Besuch Eduard VII. in Paris hervor! Die Gedenkartikel verschweigen es nicht, aber es gibt auch eine Form des Sprechens, die weniger mitteilt als das Schweigen. In drei Zeitschriftenbeiträgen finde ich alle Unklarheiten, Sorgen, Hoffnungen, Unentschlossenheiten wieder, die die französische Politik in diesen fünfzig Jahren um die Frucht gewaltiger Opfer gebracht haben und weitere Verluste bewirken werden. *Freundschaft zwischen England und Frankreich* auf der Basis nüchterner Interessenpolitik ist zweifellos ein dauernder Faktor des europäischen Friedens; aber die Verkleisterung der Interessen mit Cordialité sollte England seit 1904 allein Nutzen bringen — und wieviel Unheil hat sie nicht auch England gebracht!

Die Kritik der englischen Politik ist also nicht etwa antienglisch, wie die ewig Gestrigen glauben, sondern die Voraussetzung einer neuen Weltpolitik, die nur durch Ausschaltung der Politik des Gleichgewichts der Kräfte in einem Teil der Welt den Frieden durch ein Weltgleichgewicht aller Faktoren der politischen Oekonomie konstruktiv herbeiführt. Dieses Ziel setzt freilich die Kenntnis der Geschichte, das heißt dessen, was wirklich gewesen ist, nicht was bloß gesagt oder geschrieben wurde, voraus. Aber wir können unsere Zukunftsaufgaben nicht im Vergangenen suchen; denn sie werden uns vom *Gebot der werdenden Dinge* in Gestalt von Ideen, die uns begeistern,

auferlegt. Die Erkenntnis des Gewesenen bietet nicht mehr als einen Hinweis darauf, wie wir uns in der sich bildenden neuen Welt zu verhalten haben.

Die erwähnten drei Studien zum Jahrestag der Entente unterscheiden sich nach Inhalt, Beziehung zum Ereignis und Bereitschaft zur Erkenntnis ebenso gründlich voneinander wie die Zeitschriften, in denen sie vorliegen. Der Jubiläumsbeitrag von *D. Kerven* ist in der *Politique Etrangère* (2) erschienen, das zweimonatlich publizierte Organ des *Centre d'Etudes de Politique Etrangère* in Paris, der, nach dem Vorbild des Royal Institute of International Affairs in London gebildet, mit der britischen Schwesterorganisation in freundschaftlichstem Kontakt steht und bei diesem Anlaß keine Kritik in einem Glückwunsch äußern wollte. Die *fable convenue* wird von Kerven strikt gewahrt. Sie besteht im wesentlichen aus partiellen Voraussetzungen, von denen auch die beiden anderen Publizisten ausgehen: *Jean Albert-Sorel* in *Hommes et Mondes* (92) und *Pertinax* (André Géraud) in *Foreign Affairs* (XXXII/3).

Edward VII. kam also 1903 nach Paris, um einem Abkommen über die Kolonialinteressen beider Länder, das die Kanzleien schon in aller Stille — wohltätige Stille der alten Geheimdiplomatie! — beschäftigt hatte, öffentliche Aufmerksamkeit zu sichern und aus der werdenden Entente eine Entente cordiale zu machen. England und Frankreich tauschten 1904 Länder aus, die ihnen beiden nicht gehörten, die sie aber nur unter gegenseitiger Zustimmung zu den eigenen Interessensphären rechnen konnten: Aegypten und Marokko. In Fachoda am oberen Nil war Frankreich vor der britischen Kriegsdrohung zurückgewichen, und um seine Verstimmung zu beseitigen, wurde es nun von England mit Marokko belehnt. (Daß England, wenn es Aegypten und den Sudan ganz verlieren sollte, Frankreich ungestört in Marokko belassen sollte, ist unwahrscheinlich.) War erst einmal die französisch-englische Spannung um Afrika beseitigt, so stand auch einer friedlichen Zusammenarbeit Englands mit Frankreich auf dem Kontinent, wie man in Paris hoffte, nichts mehr im Wege als die unüberwindliche und unerschütterliche Entschlossenheit des Foreign Office, auf keine Bindungen einzugehen. Auf der Ungebundenheit beruht die Macht Englands auf dem Kontinent, damals wie heute. Wenn sich die britische Außenpolitik bindet, verliert sie die Freiheit, ihr Gewicht einmal in diese, dann in jene Waagschale der Kräfte zu werfen, beide Lager durch kleinere Geschenke abwechselnd zu locken und zu irritieren und die Genossen einer Entente cordiale durch die Spannung auf das weitere an der Stange zu halten.

Jean Albert-Sorel, der ein Kenner der britisch-französischen Beziehungen ist, hätte vielleicht doch bei dem Wort Lord Roseberys über die Gründungsakte der Entente cordiale verweilen sollen, mit dem Lloyd George seine *War Memoirs* eröffnet: «Das ist der Krieg mit Deutschland.» Historisch und politisch sinnlos wäre es, die Erlösung Englands aus seiner keineswegs *splendid isolation* durch die Entente mit Frankreich und den Vertrag mit Japan (zur Rückendeckung des japanischen Angriffs auf Rußland) nicht im Ganzen der europäischen Spannungen zu sehen. Welche Folgen hatte das Ende der «isolation» und der Beginn der Entente? England isolierte sich zwischen 1880 und 1902 nicht selber, sondern es wurde durch die schlichte Tatsache isoliert, daß es sich weder in das Drei-Kaiser-Bündnis noch in die französisch-russische Allianz einschalten konnte. Es war durchaus nicht so unmöglich, zwischen dem Zwei- und dem Drei-Bund eine unausgesprochene Interessengemeinschaft herzustellen, wie sie Jules Ferry durch Baron de Courcel Bismarck in Varzin vorschlagen ließ. Die deutsch-französisch-russische Kolonialexpansion erfolgte in diesem Zeitabschnitt ohne ernste

gegenseitige Störungen, sie führte in England zur Besinnung auf den großbritischen Imperialismus, der sich seitdem zum Commonwealth-Gedanken geläutert hat.

Aber mußte England nicht hinter dieser reibungslosen Entwicklung das Schreckgespenst einer kontinentaleuropäischen Verständigung sehen? War die deutsch-französische Spannung nicht im Begriffe, sich nach dreißig Jahren zu legen? Dadurch, daß sich London von Paris zum Schiedsrichter zwischen verschiedenen Kolonialaspirationen und zur obersten Instanz in der Weltverteilung bestätigen ließ, wurde die Teilung Afrikas eine deutsch-französische Differenz, die es vorher nicht gegeben hatte. Und da außerdem Joe Chamberlain und Lord Salisbury mit Deutschland unter anderem auch von Marokko anbietend gesprochen hatten, durfte Deutschland sich mit Recht als die Macht ansehen, auf deren Kosten die Entente cordiale geschlossen wurde, was die weitere Entwicklung bestätigte. Denn als Frankreich im Interesse freundnachbarlicher Beziehungen 1912 mit Deutschland das Marokko-Kongo-Abkommen schloß, wurde Caillaux unter britischem Druck gestürzt. Edward VII. hatte schon 1903 bei seinem Erscheinen in Paris das deutsch-französische Finanzsyndikat gesprengt.[1] Das gleiche gelang London 1912 bei einem neuen Versuch, es ins Leben zu rufen.

Alle Verständigungsversuche zwischen Frankreich und Deutschland scheiterten fortan am strikten britischen Widerstand, Deutschland Kompensationen für die Zuteilung Marokkos an Frankreich zu gewähren. Die Komödie mit den portugiesischen Kolonien, die britische Diplomaten zu ihrer eigenen Belustigung Deutschland vorspielten, kann mit dem Kompensationswillen, den Frankreich durch die Tat zu beweisen wußte, nicht auf eine Stufe gestellt werden. Im übrigen hatten weder Deutschland noch Frankreich sich gegenseitig in ihren Kolonialexpansionen behindert; die Doktrin eines homogen beherrschten Afrika vom Kap bis Kairo war englisch. Mit Hilfe der Entente cordiale hatte London Marokko zu einem Stein des Anstoßes zwischen Frankreich und Deutschland gemacht; es schürte das Feuer, das im Elsaß nicht mehr hell loderte, in Nordafrika neu an.

Da die Methoden, mit denen die deutsch-französischen Beziehungen von 1905 bis 1914 belastet wurden, britisch waren, wäre England verpflichtet gewesen, Frankreich mit dem Mittel eines offenen Bündnisses vor einem deutschen Angriff zu schützen. Grade das wurde von England auf das bestimmteste verweigert. Man muß schon dankbar sein, daß wenigstens ein außenpolitischer Publizist von gutem altem Schrot und Korn wie Pertinax in seiner Studie in *Foreign Affairs* sich mit diesem Umstand auseinandersetzt, der Frankreich zuletzt eben doch zum Opfer der Entente cordiale gemacht hat. Es ist richtig, daß sich das deutsche Kabinett vor England sicher glaubte; aber so brutal und plump auch die deutsche Diplomatie war — wurde sie in diesem ihrem kapitalen Irrtum nicht 1914 und 1939 durch das britische Verhalten bestärkt, das der Katastrophe vorausging? Pertinax weist darauf hin, daß Paul Cambon den Frieden gerettet glaubte, wenn England gleich nach dem Ultimatum an Serbien klare Position bezogen hätte. Man

[1] Das Finderglück weht und wirbelt mir oft ungesuchte Bezugsstellen im Gedächtnis oder auf dem Schreibtisch zusammen. Ich kann den amüsanten Zufall nicht verschweigen, daß ich in den zwei Tagen zwischen Satz und Korrektur dieses Beitrags beim Presse-Empfang auf der *Hospes* in Bern in der unvergleichlich unterhaltenden Halle 10 «Kulturdokumente der Gastronomie» bei der Betrachtung von Vitrinen mit bibliophilen Erinnerungen von einem typographisch schönen Menu angezogen wurde, und was war es? das des Diners, das Edward VII. 1903 dem französischen Präsidenten Loubet zu Ehren gegeben hatte. Die Karte verzeichnet aber keinen Cordial Médoc.

erinnert sich an den Schock in Berlin, als der «germanische Vetter» Deutschland den Krieg erklärte. Nicht wenige deutsche Diplomaten bekannten nach 1918 Lord d'Abernon, daß sie 1914 anders gehandelt hätten, wenn sie England durchschaut hätten.

Die Aeußerung von Pertinax, England schwankte — wavered — bis zum 4. August, das heißt bis zum deutschen Einfall in Belgien, ist leider selber wavering. Hat Pertinax den Brief Poincarés vom 31. Juli an Georg V. vergessen, in dem der französische Präsident England beschwor, sich öffentlich zu erklären, weil nichts anderes Deutschland vom Angriffskrieg zurückhalten könne? Sollte Pertinax vergessen haben, daß zwischen England und Frankreich inoffizielle militärische Vorarbeiten für den Kriegsfall durchgeführt wurden, die im Fall der Gefahr gemeinsame Konsultationen vorsahen? England hat sie in der Stunde der Entscheidung verweigert. Hat er vergessen, daß Grey am Tage der deutschen Kriegserklärung an Rußland Frankreich nichts anderes zu sagen hatte, als «es müsse in diesem Augenblick selbst *seinen* Entschluß fassen, ohne auf unsere Unterstützung zu rechnen».

Das britische Kabinett *wollte,* daß die Mächte des Kontinents als erste den Kriegswagen bestiegen, und es behielt sich vor, ob und wann es ihnen folgen werde. Einen Tag vor dem sicheren Kriegsausbruch verließen sämtliche britischen Minister London und zerstreuten sich in ihren Weekendorten. In den ersten drei Tagen des österreichisch-serbischen *Krieges* fand überhaupt keine Kabinettssitzung statt. Man unterhielt sich erst am 31. Juli über den Krieg. Wäre Deutschland nicht in Belgien eingefallen, so hätte England den Gang der Ereignisse abgewartet, um erst später, nach den ersten großen Aderlässen, mit überlegenen Kräften einzugreifen. Nicht die Entente cordiale, die politisch-militärische Torheit Berlins zwang England dazu, weit früher als beabsichtigt an seinem eigensten Kriege teilzunehmen.

Auch die Geschichte der Entente nach dem Kriege, den Frankreich mit Hilfe seiner Verbündeten gewonnen hatte, wird in allen drei Beiträgen verwaschen erzählt. Die lamentable Darstellung von *Kerven* kann man wirklich beiseite lassen; es ist tatsächlich nicht leicht, über schauerliche und überflüssige Opfer der Vergangenheit in Form gegenseitiger Glückwünsche zu sprechen. Gar zu großmütig macht *Jean Albert-Sorel* Frankreich und England ungefähr gleichmäßig für die «Karenz» der Sieger nach 1918 verantwortlich. Und seine Beschuldigung Amerikas scheint mir völlig unbegründet. Für die Entwicklung der europäischen Verhältnisse war die amerikanische Mitwirkung überflüssig. England lehnte zwar den Garantievertrag mit Frankreich ab, weil der amerikanische Senat ihn verworfen hatte — aber wer wollte solche Flausen noch immer ernst nehmen? England, die stärkste Seemacht, Frankreich, die stärkste Militärmacht, verbündet mit allen Militärmächten des neuen Europa — sie sollten nicht stark genug gewesen sein, die Ordnung von Versailles aufrechtzuerhalten und organisch zu entwickeln, wenn sie es nur gewollt hätten? Wer sonst als England hätte sie darin behindern können? Doch nicht etwa das im wesentlichen abgerüstete Deutschland? Sorel spricht es wenigstens aus, daß England sowohl den Geist wie den Buchstaben der Verträge durch die Förderung Hitlers gebrochen habe. England wünschte, ein neues Gleichgewicht herzustellen (zwischen dem französischen Friedenslager und dem deutsch-bolschewistischen Revanchelager!) in den Worten Sorels, «...son goût d'équilibre l'entraîna à déséquilibrer l'Europe... elle soutint contre la France le véritable ennemi de l'équilibre.»

Die größtenteils sehr vorsichtige, verschränkte geschichtliche Darstellung dieser *entente tragique* wird von ganz bestimmten politischen Postulaten getragen. Die drei Verfasser wollen nachweisen, daß die englisch-französische

Gemeinschaft beiden Völkern großen Vorteil brachte, während die Lockerung der Beziehungen, die Abkehr von der Idee der Entente beiden zum Unheil gereichte. Diese Darstellung überzeugt nicht, denn England trat 1914 und 1939 in den Krieg ein, weil seine Lebensinteressen es zwingend gefordert haben; aus «Kordialität» hätte England keinen Matrosenknopf geopfert. Auch ohne die Entente hätte sich England dem Krieg nicht entziehen können, haben doch Lloyd George und Edward Grey durch den Bruch der Entente 1914 Deutschlands Angriff bewirkt. Von 1919 bis 1939 hat England ein starkes Deutschland wieder auf die Beine gestellt; bis der Moment eingetreten war, den der alleszermalmende Verstand Kants als den Konstruktionsfehler der britischen Politik erkannte, daß «ein dauernder allgemeiner Frieden durch die sogenannte Balance der Mächte wie Swifts Haus ist, welches von einem Baumeister so vollkommen nach allen Gesetzen des Gleichgewichts erbaut war, daß, als sich ein Sperling draufsetzte, es sofort einfiel, ein bloßes Hirngespinst». 1939 hieß dieser Sperling Stalin, der durch den Pakt mit Hitler das Kartenhaus der Balance of Power einwarf und dadurch England zum Kriege zwang.

Hat England dieses Hirngespinst nun endlich aufgegeben? Pertinax bezweifelt es in *Foreign Affairs*. Eine neue Balance-of-Power-Konstruktion will er in dem dreifüßigen Stativ erkennen, für dessen Konstruktion er Churchill verantwortlich macht: die neue Dreierkombination hieße diesmal Amerika-England-Schumaneuropa. Hier irrt Pertinax, denn zur echten Balance-of-Power-Konstruktion gehört immer die Einkalkulation der zwei potentiellen Gegner, mit denen England keine einseitige unwiderrufliche Bindung eingeht, im heutigen Fall: Rußland—Amerika.

Es ist interessant, daß jetzt vielfach versucht wird, die neue Zwickmühle aufzuspüren, an der England emsig baut. Die von Pertinax gefundene stellt meiner Ansicht nach nur eine Dreierkombination auf einem Nebenfeld dar, während die Hauptkonstruktion an dem sehr erfolgreichen, heute übrigens zunächst wohltätigen Bemühen Englands zu erkennen ist, sich wieder zum Zünglein an der Waage zu machen und sich sowohl von Amerika wie vom bolschewistischen Block umwerben zu lassen, ganz wie es in der Zeit der Entente cordiale Deutschland und Frankreich abwechselnd Gründe zu Furcht und Hoffnung gab.

Pertinax und Sorel wollen mit ihrer Darstellung England für den Beitritt zur Europäischen Verteidigungsgemeinschaft gewinnen. Wäre ihre Darstellung der Entente cordiale richtiger, so wüßten sie beide, warum England den Beitritt verweigert: Weil es sich auch heute nicht nach *einer* Seite binden will. Können das, zum Teufel nochmal, nach den Erfahrungen dieser fünfzig Jahre, zwei so gebildete und intelligente Publizisten nicht verstehen? England «schwankt» nicht, und England «irrt» nicht und England bedarf dieser französischen «Aufklärung» nicht; denn England *will* es nicht, England kann es nicht. Es kann nicht eine Commonwealth-Armee *und zugleich* eine Armee des europäischen Commonwealth aufstellen. Es wird auch nicht, wie Pertinax warnt, Frankreich an Deutschland «verlieren», im Gegenteil, die Furcht vor Deutschland erhält Frankreich der britischen Politik als Bundesgenossen. Darin liegt ja gerade die Ambivalenz der weltpolitischen Situation, an deren Erhaltung England alles Interesse hat.

Pertinax stellt mit anerkennenswerter Aufrichtigkeit dar, wie oft sich England über seine Verträge mit Frankreich hinweggesetzt hat, wenn es glaubte, damit seinen eigenen Notwendigkeiten gerecht zu werden; und daß auch Frankreich England, vor allem 1950 mit der Verkündigung des Schuman-Plans, vor vollendete Tatsachen gestellt hat. Aehnliche Vorwürfe erhebt man in England gegen die amerikanische Außenpolitik, mit denen sich eben

G. L. Arnold, der Chefredaktor des *Twentieth Century,* in einem bemerkenswerten Beitrag über britisch-amerikanische Spannungen in der *Partisan Review* (2) auseinandersetzt. Die Vorstellung treuer Zusammenarbeit zwischen Verbündeten gehörte leider immer der Schulfibel an. Die politische Erkenntnis sucht dagegen die Gründe, die den «Treubruch» veranlaßten oder wahrscheinlich machten, und sie erlaubt den unglücklichen Verlierern nicht, sich moralisch über einen Bankerott zu entrüsten, den sie selbst mitverschuldet haben, weil in der Politik Unwissenheit Schuld ist, so wie altfritzisch im Krieg Generäle, die keine fortune haben, an die Wand gestellt werden. Insofern sind also die «historischen» Untersuchungen der englischen Politik in diesen drei Beiträgen grade in ihrer Unzulänglichkeit eine unfreiwillige Erklärung, warum es so gewesen ist, und ein Zeugnis der Ratlosigkeit so vieler guter französischer Patrioten, Entscheidungen zu treffen, die dem Sentiment der Geschichte widersprächen. Es ist dies das triste Kennzeichen einer weltpolitisch revolutionären Situation, der die Wegweiser fehlen. Und fast in jedem einzelnen Politiker spiegelt sich die Ratlosigkeit der Zeit in einer Stimmung wieder, die an ein Wort von Goethes Egmont erinnert: «Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam.» Oh, wenn sie sich nur erinnern würden, ohne Furcht vor den Folgerungen! Mag der einzelne aber tollkühn unwissend mit seinem Untergange hasardieren; die Pflicht des Wissenden ist der Widerspruch: unbeschadet wie mißliebig er sich damit auf allen Spielfeldern der Publizistik machen wird. Und doch ist die Infiltration der unterdrückten Wahrheit wichtig und fruchtbar; fraglich ist immer nur, mit welcher Verspätung ihr von den ewig Gleichgeschalteten erlaubt werden wird, das Ziel der öffentlichen Beeinflussung zu erreichen.

Gab es «Bloomsbury»? Bloomsbury, das Viertel rings um das British Museum, ist seit dreißig Jahren ein literarischer Begriff, wenn auch für uns Kontinentale nicht so farbig und figurenreich wie Montmartre, Montparnasse in Paris, Café des Westens und Romanisches in Berlin, Café Central und Herrenhof in Wien, Café Arco und Continental in Prag.

Immerhin gilt Bloomsbury als ein Signum der englischen Bohème, und wenn ich mir auch bisher nichts Rechtes darunter vorstellen konnte, so fällt es mir und gewiß vielen anderen dennoch schwer, die Feststellungen von *Clive Bell* in *Twentieth Century* (924) zu realisieren, daß es dieses Bloomsbury nie und nirgends gegeben habe; denn was er, der älteste Lebende der Bloomsberries, davon weiß, hat mit dem landläufigen Begriff Bloomsbury keine Aehnlichkeit. Die englische Literaturkritik läßt sich aber ihr Bloomsbury nicht rauben, und selbst wenn nach der Versicherung Bells der Leitartikel über Bloomsbury in *Times Literary Supplement* mit der Wirklichkeit wenig zu tun hatte, wird es schwerhalten, die Posaune von Bloomsbury, die dem englischen Traditionalisten einst Schauer einjagen sollte, zum Schweigen zu bringen, seitdem sie eine touristische Sehenswürdigkeit geworden ist. Ein Café Flore wird man vom Sight-Car aus den Touristen nicht zeigen können, auch wenn der Guide im Falle von Mangel an Sehenswürdigkeiten nicht verfehlt, welche zu erfinden. So vernahm ich eigenhörig bei einer offiziellen Führung, die über Küsnacht verlief, daß hier während des Krieges Thomas Mann lebte, und da das zu bekannt ist, wurde im Lautsprecher hinzugefügt, daß hier zu gleicher Zeit auch Bernard von Brentano gelebt habe.

Im Gegensatz zum Zürcher Bloomsbury hat das Londoner Kisnight aber wirklich zwei literarische Adressen zu verzeichnen, in denen ein Ortsgeist geprägt wurde, auch wenn er nach Bell nie existierte. Es waren das die beiden Häuser in Gordon und Fitzroy Squares, wo die beiden Schwestern

Vanessa Stephen, die spätere Mrs. Bell, und *Virginia,* die spätere Mrs. Woolf, durch die Feinheit ihres Wesens und ihren brennenden Anteil an geistigen Auseinandersetzungen Zentren bildeten, literarische Salons, in denen ein ungewöhnlicher Freundeskreis verkehrte. Ich will gleich hier einschalten, daß Bells Versicherung, es gäbe den Begriff Bloomsbury nicht, mir nicht ganz glaubhaft erscheint; denn in einem Parallelaufsatz im *Mercure de France* (1086) hebt Jacques Vallette, ein sehr feiner Kenner der englischen Literatur, anläßlich des *Writer's Diary* von *Virginia Woolf* hervor, daß die Verfasserin schon das Vorurteil gegen Bloomsbury kannte, es nicht bedauerte und das Bedürfnis hatte, sich selber Rechenschaft darüber abzugeben.

Interessant ist schon die erste Feststellung, daß «Bloomsbury» sich nur auf zwei englische Familienhäuser bezieht, und von einer ausgedehnten Bohèmeansiedlung weder im Sinn von Wohnstätten noch von Bars oder Tea-Rooms die Rede ist. «Bloomsbury» hatte nicht einmal in Bloomsbury seinen Ursprung, es begann als eine *reading society,* die 1899 im Trinity College in Cambridge von Lytton Strachey, Sidney-Turner, Leonard Woolf, Thoby Stephen und Clive Bell gegründet wurde. Es heirateten also später zwei Studenten dieses Freundeskreises zwei Schwestern eines der fünf Mitglieder. Die geistige Beziehung wurde zu einer familiären, in der die Schönheit und die Begabung der beiden Schwestern den Kreis in die sublimierende Sphäre des Weiblichen hinanführten.

Aus diesen fünf plus zwei Bloomsberries wurden allmählich zwölf und mehr, die den Interessen- und Lebenskreis glücklich erweiterten; denn nun kamen der spätere Lord Keynes hinzu, Roger Fry, noch zwei Schwestern, nämlich Desmond und Molly MacCarthy, der große Erzähler J. M. Forster. Dieser Kreis bildete das «old Bloomsbury», das von 1904 bis 1914 währte. Nach dem Krieg kam das «new Bloomsbury» hinzu, aber immer noch als reines Salonereignis. Der Kreis wurde durch andere Universitätsgebiete bedeutsam ergänzt. Die einflußreichste Erscheinung war der Cambridger Philosoph *G. E. Moore.* Seine Philosophie, der Moorism, befreite einen Teil dieses philosophisch-künstlerischen Salons vom Utilitarismus von Bentham und Mill. Moorismus findet man in den Schriften von Keynes, Strachey, Bell. Dagegen blieb Roger Fry Anti-Moorist. Auf die Oxforder Raymond Mortimer, Ralph Partridge, Stephen Tomlin, die Bloomsberries waren, hatte Moore keinen Einfluß. Aus einem Nebensatz bei Bell könnte man schließen, daß man ursprünglich die Mooristen als Bloomsberries bezeichnete, so F. L. Lucas, der sich selbst einen Hedonisten nannte. Für die vor allem künstlerisch und sozial interessierten Schwestern Stephens hatte diese Frage keine Bedeutung, und doch repräsentierte durch ihre Kunst und ihre Lebenshingabe Virginia Woolf die feinste Blüte des nicht existierenden Geistes von Bloomsbury, eben den der beiden Salons in Gordon und Fitzroy Squares.

Es gab weder eine «Bloomsbury doctrine» noch einen «Bloomsbury point of view». Auch der Vorwurf einer dunklen, verschlossenen High-brow-Sprache trifft die bedeutendsten Autoren dieses Kreises nicht; jeder kennt die Leuchtkraft und die Klarheit der Darstellung in den Büchern von Lytton Strachey, Roger Fry, John Maynard Keynes. In diesem Kreis wurde auf den verschiedensten Gebieten Neues geschaffen, von Keynes eine neue Wirtschaftslehre von Weltbedeutung, von Virginia Woolf eine neue englische Prosa, Roger Fry brachte die neue französische Malerei nach London, Picasso und Eliot waren den Bloomsberries schon lange vor 1920 vertraut: es ging von hier Neues und Schönes aus, aber im wesentlichen bezeichnet «Bloomsbury» nicht mehr als zwei Londoner Adressen, an denen sich dreißig Jahre Freunde trafen, deren Wille zum Neuen die Welt bereichert hat. *Felix Stössinger*